

... Auf der anderen Seite leiden einige der Kinder auch unter dem Abstand zum Vater. Susanne, die jüngste Tochter, erinnert sich noch als erwachsene Frau an ihre Gefühle bei einem der seltenen Besuche, die sie ihrem Vater in seiner Klinik macht, um dort gebrauchtes Spielzeug für die kranken Kinder abzuliefern. Sie erlebt dort einen Mann, der die kranken Kinder mehr als die eigenen an sich herankommen: sich sogar von ihnen anfassen lässt: »Als wir uns trennen, habe ich meinen Vater sehr lieb und möchte ihn anfassen und streicheln wie die Kranken, aber ich wage es nicht. «

Sich anfassen, Gefühle zeigen, sich spontan einem anderen mitteilen – das alles lernt man bei diesem Vater nicht. Aber das ist nichts Besonderes. In den Kreisen des gehobenen Bürgertums gehört Distanzhalten zum guten Ton und Sichbeherrschen zu den Tugenden, auf die man besonderen Wert legt. Karl Bonhoeffer ist selbst schon zu einer solchen Haltung erzogen worden. Er gibt mit gutem Gewissen weiter, was ihm selbstverständlich ist: dass man sein Gefühlsleben unter Kontrolle hat. Was dabei unbewusst weiterexistiert und verdrängt wird, steht auf einem anderen Blatt.



Gefühle zulassen und ausleben zu dürfen ist Sache der Frauen. Sie sollen das emotionale Element neben dem rationalen des Mannes verkörpern. Diese Rollenverteilung gilt auch bei den Bonhoeffers. Aber Gefühle zu haben und zu zeigen ist für Paula Bonhoeffer auch Ausdruck ihrer Souveränität. Sie hat sich schon als junges Mädchen nicht viel vorschreiben lassen. Und auch als Ehefrau von Karl Bonhoeffer wahrt sie ihre Eigenständigkeit. Sie lebt ihre Gefühle so ungeniert und selbstverständlich, dass es akzeptiert wird, auch von ihrem Mann. Zugleich macht sie deutlich, dass Gefühl und Verstand zusammengehören.

In den ersten Schuljahren unterrichtet Paula Bonhoeffer ihre Kinder selbst. Sie hält nichts von der preußischen Erziehung. Häufig äußert sie die Ansicht, den Deutschen würde im Leben zweimal das Rückgrat gebrochen, erst in der Schule und dann beim Militär. Die Kinder genießen ihren Unterricht. Er ist anschaulich und regt zu eigenem Denken und Entdecken an. Manche ihrer Schüler langweilen sich hinterher in der Schule entsetzlich und sind der Schrecken jener Lehrer, für die Ruhe und Ordnung erste Bürgerpflicht und höchstes Lernziel ist. »Bonhoeffer beißt in die Modelle!« steht im Klassenbuch, als Klaus die Kirschen isst, die er abmalen soll. In dieser wie in vielen Angelegenheiten ähnlicher Art reagieren die Eltern gelassen. Unehrlichkeit oder mangelnde Hilfsbereitschaft wären schlimmer. Paula Bonhoeffer, die ihren eigenen jugendlichen Freiheitsdrang nicht vergessen hat, eröffnet ihren Kindern Freiräume, die für die damalige Zeit ungewöhnlich sind. Sie ist über Jahre für die soziale und emotionale Seite der Erziehung zuständig. Sie erzählt Geschichten, auch aus der Bibel, von ihr lernen die Kinder Lieder und Gedichte. Sie ist die Anlaufstelle für Fragen, Nöte und Probleme in allen Lebenslagen.

Von den Jungen ist Dietrich ihr am ähnlichsten, musikalisch, gefühlsbetont, interessiert an Menschen und ihren Geschichten. Nicht nur äußerlich hat Dietrich von den Jungen am meisten auch weibliche Seiten in sich. Doch die zu akzeptieren und zu leben ist für seine Generation und sein Milieu noch kaum vorstellbar. Dietrich will ein »richtiger Mann« werden wie der Vater und die Brüder. Jedenfalls spricht er später häufig davon, dass er sich unter dem Einfluss des Vaters entscheidend verändert habe. Offenbar hat er zeit seines Lebens versucht, die von der Mutter geerbte psychische Konstitution mit den vom Vater übernommenen Normen zu kompensieren und zu kontrollieren. Die manchmal übertriebene Distanz, die später viele an ihm beobachten, mag auch damit zusammenhängen, dass er eigentlich ganz anders ist.

... In krisenhaften Lebensphasen schreibt er Kindheitserinnerungen auf, selbstkritische Reflexionen, die Aufschluss geben über die Nöte und Konflikte des Kindes Dietrich Bonhoeffer: »Er hatte es schon als Knabe geliebt, sich auf dem Totenbett vorzustellen, umgeben von allen, die ihn liebten, und denen nun letzte Worte zu sagen. Er hatte heimlich oft darüber nachgedacht, was er wohl in diesem Augenblick sagen würde.« Einmal im Mittelpunkt stehen, einmal von allen beachtet werden, das sind Phantasien von Kindern, die es schwer haben, ihren Stand gegenüber Eltern und Geschwistern zu behaupten.

Während Dietrichs Kinderzeit werden die Eltern von fünf pubertierenden, nach und nach erwachsen werdenden Großen in Atem gehalten, Dietrichs Brüdern und seinen Schwestern Ursula und Christine. Dazu kommen zunehmende gesellschaftliche Verpflichtungen. Dietrich gehört zu den drei Kleinen, die nebenher mitlaufen. Unter ihnen allerdings dominiert er. Für seine Schwestern Sabine und Susanne ist er der Held. Dass Dietrich später um Beachtetwerden und gegen Dominierenwollen gleichzeitig zu kämpfen hat, liegt in dieser Familienkonstellation begründet.

Als Dietrich acht Jahre alt ist, beginnt der erste Weltkrieg. Die innere und äußere Stabilität der »guten alten Zeit« hat sich als Trugschluss erwiesen. »In Europa gehen die Lichter aus«, die scheinbar heile Welt gerät aus den Fugen, und sie wird nicht mehr in die alte Ordnung kommen, auch nicht für Karl und Paula Bonhoeffer und ihre Familie.

Dietrich wächst in einem Elternhaus auf, das offen ist für vielfältige Begegnungen und Einflüsse. In einem solchen Klima bekommen intelligente und interessierte Kinder ganz von selbst eine Menge mit, manchmal sogar mehr, als sie sollen.

Tag für Tag steckt er mit seinen Schulkameraden den neuesten Frontverlauf ab. In jedem Klassenzimmer hängt die Karte mit den Ländern Europas, auf der das Vorrücken der deutschen Armeen mit schwarz-weiß-roten Fähnchen dokumentiert wird. Doch dann kommt die Front zum Stehen. Man



hört Gerüchte über Materialschlachten, Stellungskrieg und Giftgas. In der großen Verwandtschaft der Bonhoeffers gibt es die ersten Kriegstoten. Der Tod der älteren Vettern beschäftigt Dietrich und seine Zwillingsschwester Sabine bis tief in die Nacht hinein. »Wir lagen abends noch lange wach und versuchten, uns das Totsein und das ewige Leben vorzustellen. Wir bemühten uns, der Ewigkeit jeden Abend etwas näherzukommen, indem wir uns vornahmen, nur an das Wort Ewigkeit zu denken ... sie erschien uns sehr lang und unheimlich.«

So ist Dietrichs Kinderwelt eine heile Welt. Später wird er sagen, sein Elternhaus habe ihn von den Schattenseiten des Lebens fern gehalten. Es gibt keine Sorgen um Kleidung, Wohnung und Essen, es gibt genug Spielzeug, Bücher und Platz für Freunde, ein eigenes Zimmer, den Garten, das Ferienhaus im Harz. Aber es ist nicht nur das, was die Bonhoeffer-Kinder von ihren Altersgenossen in den Arbeitervierteln unterscheidet. Viele Jahre später, in der Gefängniszelle in Tegel, wird Dietrich den entscheidenden Unterschied in einem Dramenfragment zum Ausdruck bringen; darin sagt der Proletarier Heinrich zum Bürgersohn Christoph: »Ihr habt ein Fundament, ihr habt Boden unter den Füßen, ihr habt einen Platz in der Welt ...«

Wer so aufwächst, hat es leichter als andere. Er hat von vornherein ein anderes Selbstbewusstsein. Man gehört zur Elite, zu denen, die mitbestimmen, was in der Welt geschieht. Natürlich bedeutet das auch, dass man dieser Familientradition verpflichtet ist. Man muss zu den Besten gehören, man muss etwas Besonderes vorweisen. Anscheinend wurde bei den Bonhoeffers der Anspruch, diesen Erwartungen gerecht zu werden, ebenso selbstverständlich weitergegeben wie die Sicherheit, das auch zu können. Jedenfalls hat Dietrich wenig Schwierigkeiten damit gehabt. Er lernt schnell und gut, ist zugleich ein phantasievolles Kind und ein guter Sportler. Mit siebeneinhalb Jahren geht er aufs Gymnasium. Er kommt gut zurecht, aber er ist kein Streber und auch kein Stubenhocker. Was er neben der Schule treibt entspricht ganz den Interessen eines Siebenjährigen: Abenteuerbücher lesen und Höhlen bauen, Musik machen und Völkerball spielen. Und der erste selbstgeschriebene Wunschzettel zeigt, was er sich, wie alle kleinen Jungen, sonst noch wünscht: »Pistole mit Pfropfen, Soldaten!«

Die kindliche Vision vom schönen frommen Tod verschwindet jedoch in dem Maße, wie das wirkliche Leben vom wirklichen Tod bedroht wird. 1917 werden die großen Brüder eingezogen. Über Vaters Beziehungen könnten sie sich der unmittelbaren Gefahr entziehen, aber sie melden sich zur Infanterie, »weil dort die Not am größten ist«.

Im April 1918 wird Walter Bonhoeffer schwer verwundet. Drei Stunden vor seinem Tod diktiert er einen Brief nach Hause: »Meine Technik, an den Schmerzen vorbeizudenken, muss auch hier herhalten. Doch gibt es in der Welt interessantere Sachen als meine Verwundung. Der Kimmelberg und das heute besetzt gemeldete Ypern gibt uns viel zu hoffen ...«

In diesen Zeilen kommt alles zusammen, was die Bonhoeffersche Erziehung ausgemacht hat: die Beherrschung des Affektiven und die selbstverständliche Erfüllung dessen, was man für seine Pflicht hält. Es ist nur logisch, dass sich auch Karl Bonhoeffer seinen Schmerz nicht

anmerken lässt. Wie tief er getroffen ist, zeigt sich erst später, als sich herausstellt, dass er das traditionelle Familientagebuch zehn Jahre lang nicht weiterführen kann.

Dietrich ist tief getroffen vom Tod des Bruders und vom Schmerz der Mutter. Der Krieg hat einer scheinbar heilen Welt ein Ende bereitet. Die Bilder aus der »guten alten Zeit« sind nicht wiederherstellbar. Dietrich wird sich den Krisen und Konflikten einer veränderten Welt stellen. Aber er wird lange nicht aufhören, Sehnsucht zu haben nach den intakten Ordnungen einer vergangenen Welt.

Dietrichs Gefühls- und Gedankenwelt sieht dagegen eher vaterländisch und opfermütig aus. Mit Begeisterung liest er Geschichten von Menschen, die für eine gute Sache ihr Leben opfern. Für den empfindsamen und phantasievollen Jungen wird die Auseinandersetzung mit dem Tod zeitweilig zu einem Dauerthema. Dietrich ist fasziniert von der Frage, wie der Tod zu bestehen sei. In den schon erwähnten Selbstreflexionen aus dem Jahr 1932 schildert er, was damals in ihm vorging: »Er wäre gern und früh gestorben, einen schönen frommen Tod. Sie sollten es alle sehen und wissen, dass das Sterben nicht hart, sondern herrlich ist für den, der an Gott glaubt.«

Aber der Traum vom schönen frommen Tod hat seine Tücken. Dietrich sehnt sich nach dem Tod und fürchtet ihn zugleich. Denn er lebt auch sehr gerne. Manchmal genießt er sein Leben so intensiv, dass es der Familie auffällt. Als am Ende des Krieges die Versorgung auch in großbürgerlichen Haushalten knapp wird, entwickelt Dietrich unerwartete Fähigkeiten beim Organisieren von Lebensmitteln. Er isst nämlich sehr gern und möglichst gut.

Diese vitale und sinnliche Lebensbejahung steht der Todessehnsucht entgegen. Dietrich erinnert sich: »Abends, wenn er übermüdet zu Bett ging, hatte er manchmal gemeint, es sei jetzt so weit. Dann schrie er in seiner Ahnungslosigkeit zu Gott und forderte Aufschub. Diese Erfahrung verwirrte ihn einigermaßen. Also wollte er offenbar doch nicht sterben, also war er doch feige ... Er war wirklich todesbereit, es war nur sein animalisches Dasein, das ihn immer wieder vor sich selbst verächtlich machte, das ihn an sich irre werden ließ.«

*(Aus: Renate Wind, Dem Rad in die Speichen fallen. Die Lebensgeschichte des Dietrich Bonhoeffers, Gütersloh 3. Aufl. 2005, S. 11-22 in Auszügen, teilweise neu angeordnet)*